

# Armes Deutsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **17 (1931)**

Heft 17

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-529944>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die zeichenmässige Zusammenfassung von Zahlenwerten zu höheren dezimalen Einheiten kommt bei vielen Naturvölkern vor. Der Missionär Ellis berichtete schon vor hundert Jahren, dass die Bewohner der östlichen Inseln des Stillen Ozeans beim Zählen mit Hilfe eines Zehners einen kleinen Stengel beiseite legten und jedesmal nach Vollendung eines Hunderters einen grossen. Bei einem Ballspiel auf der Insel Nauru im westlichen Stillen Ozean hat eine Partie erst dann gewonnen, wenn ihr hundert Einzelspiele zugefallen sind. Die Einzelgewinne werden mit Hilfe von Steinchen gezählt. Für zehn gewonnene Einzelspiele wird wieder ein einzelnes Steinchen beiseite gelegt. Etwas Ähnliches findet auf der Salomoninsel Saa in der Südsee statt. Dort werden bei der Yamswurzel-ernte von zwei Männern immer je fünf Yamswurzeln zu zehn zusammengelegt. Die aufeinanderfolgenden Zehner werden laut gezählt, und wenn zehn Zehner vollendet sind, legt ein dritter Mann dafür jedesmal eine kleine Yamswurzel beiseite. Wenn man bedenkt, dass die Stengel, Yamswurzeln und Steinchen, welche die Einer, Zehner und Hundertner repräsentieren sollen, sich nicht nur wie bei den Kokosnuss-Stengeln, durch den Grössenunterschied, sondern auch durch die Stellen, an denen sie sich befinden, von einander unterscheiden, so erkennt man, dass in diesen Operationen auch schon die Ansätze zur Entdeckung des Positionssystems stecken. Noch klarer wird es aus einem Bericht über ein gewisses Negervolk in Südafrika. Wenn dort jemand an den Fingern über zehn zählen musste, so holte er einen Genossen heran, der durch die Anzahl der von ihm vorgezeigten Finger die Anzahl der Zehner zum Ausdruck brachte, und wenn nötig noch einen Kameraden, der auf dieselbe Art die Hundertner darstellte. Was all diesen Operationen zugrunde liegt, ist zweifellos das Streben nach geistiger Oekonomie und die Art, wie dieses Streben sich erfülle, wurde zweifellos provoziert durch die Tatsache des Vorhandenseins von zehn Fingern an einem Menschen.

Auf Streben nach geistiger Oekonomie geht auch die Division im Rahmen des Dezimalsystems zurück, wie sie in alter Zeit auf Samoa vorgenommen wurde. Wenn dort nämlich die Verteilung einer grösseren Menge von Dingen, etwa von Tausenden von Fischen unter eine grosse Anzahl von Personen vorgenommen werden musste, so stellte man je zehn der zu verteilenden Gegenstände durch eine Kokospalmrippe dar, verteilte zunächst die Rippen, also die Anzahl der Zehner, und ging dann zur Verteilung der noch vorhandenen Einer über.

Die Psychologen sind geneigt, die Fähigkeit zum Addieren von Gegenständen verschiedener Art als Zeichen für das Vorhandensein des abstrakten Zahlbegriffs anzusehen. Aber auch diese Operation, und selbst Subtraktion der Zahlen, die sich auf Gegenstände ganz verschiedener Art beziehen, treffen wir bei Naturvölkern. Auf der Insel Nauru in Melanesien wird sehr viel Sport getrieben. Die Spielregeln sind teilweise recht kompliziert. Das Stabwurfspiel Ekärädüga z. B. wird von zwei gleich starken Parteien durchgeführt, und es hat die Partie gewonnen, auf die nach gleicher Rundenzahl zehn durch Steinchen gezählte Einzelspiele fallen. Ist das Spiel unentschieden, d. h. also, hat jede der beiden Parteien nach glei-

cher Rundenzahl zehn Treffer, so wird festgesetzt, dass nun das Spiel endgültig gewonnen sein soll nach einer um die Anzahl der Spieler erhöhten Rundenzahl. Hat jede Partei sieben Spieler, so soll also jetzt nach „10 + 7“ Spielen endgültig gewonnen sein. Eventuell wird nochmals erhöht auf „10 + 7 + 7“. Hier wird also zur Zahl der schon vorhandenen Gewinne die Zahl der bei einer Partei mitspielenden Personen addiert. Bei dem von zwei gleich starken Parteien gespielten Kugelspiel Ekonobo heisst es, wenn nach gleicher Rundenzahl die durch Steinchen gezählten Gewinne auf beiden Seiten gleich sind: „Lasst uns zurückzählen“. Man subtrahiert dann von der Anzahl der Gewinne, die jede Partei hat, die Anzahl der Spieler jeder Partei und setzt die erhaltene Differenz als Siegerzahl für das weitere Spiel fest. Sind z. B. auf jeder Seite drei Personen, und hat jede Partei acht durch Steinchen gezählte Gewinne, so soll beim Weiterspielen der endgültige Sieg mit der Zahl „8—3=5“ davongetragen sein. Diese Zahl wird dadurch bestimmt, dass von den acht Steinchen jeder Partei drei weggenommen werden (vergl. meinen Aufsatz „Parallelscheinungen auf mathematischem Gebiet bei jetzt lebenden Naturvölkern und bei Kulturvölkern vergangener Zeiten“, Scientia, 25. Jahrg., Mailand 1931).

Es liegt mir vollständig fern, durch obige Ausführungen etwa gegen einen auf das sorgfältigste methodisch vorbereiteten Rechenunterricht reden zu wollen. Wie ich aber schon im Jahre 1923 in dieser Zeitschrift bemerkte und auch in meiner 1927 bei Schöningh in Paderborn erschienenen Rechenmethodik ausführte, gibt das Studium der mathematischen Kenntnisse der Naturvölker sehr viel Anregung zu methodischem Nachdenken, und die ausgeführten Beispiele aus dem Leben der in ihrem Denken unseren Kindern nahestehenden Naturvölkern ermutigen m. E. zu dem Versuch, auch bei der Einführung in die Rechenverfahren die den Schülern gegebenen Hilfen soweit auseinander zu rücken, dass das jugendliche Streben nach Selbstständigkeit zu möglichst vollständiger Auswirkung kommt.

## Armes Deutsch

„Du sprichst misserebel äus!“ Mit einem gewissen ironischen Vergnügen habe ich (so schrieb kürzlich ein Mitarbeiter des „Aarg. Schulblattes“) dieses vernichtende Pauschalurteil jüngst in einer Schule der Sekundarstufe — der Ort tut nichts zur Sache — mitangehört. Selbstverständlich galt es einer Schülerleistung im Französischen; denn bekanntlich haben nur Fremdsprachen ein Anrecht auf ordentliche Pflege ihrer Laute und der Satzbetonung. Und es folgte dann eine Ausspracheübung, in der stimmhafte und stimmlose Konsonanten, offene und geschlossene Vokale, ja sogar das kratzende Pariser=r — ein jedes hübsch an seinem Platze — mit soviel Geschick und Ausdauer geübt wurden, bis die schwerfälligen Bauernbuben ihre Schweizer Haut ganz abgezogen hatten und eine prononciation (Akzent, bitte, auf dem a!) zum besten gaben, als wären sie am Boulevard St. Germain aufgewachsen.

Man missverstehe mich nicht. Ich anerkenne es als eine Pflicht des Französischlehrers, dass er die Biogsamkeit der jugendlichen Sprechwerkzeuge mit aller Energie ausnützt, um die lautliche Eigenart der Fremdsprache nach Möglichkeit herauszubringen, wiewohl mir persönlich der

Reiz des Wortes, der Geist der Wendungen immer weit über die Aussprache geht und ein bisschen Schweizerakzent mich so wenig stört als ein Anflug von burgundischer oder normannischer Mundart. Allein ich begreife nicht, dass die Verpflichtung zu einer ordentlichen Aussprache im muttersprachlichen Unterricht so oft zu fehlen scheint. Zu meinem Troste bin ich nicht allein in diesem Gefühl. In ihrem ganz vortrefflichen Buche über „die Methodik des deutschen Unterrichts“ (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig) leitet Susanne Engelmann das Kapitel „Die Muttersprache als technisches Ausdrucksmittel“ mit der Bemerkung ein: „Wer neben dem Deutschen Gelegenheit hat, in einer fremden Sprache Unterricht zu geben und zu beobachten, muss sich über eins wundern: Mit welcher Sorgfalt werden in unsern Schulen Lautbildung, Aussprache des Einzelwortes, Sprechmelodie und Rhythmus des Satzganzen in der Fremdsprache überwacht und geübt, wie beschämend werden diese Dinge in der Muttersprache beachtet!“ Die Verfasserin des Buches schliesst daran eine methodisch meisterliche Anleitung zur Sicherung einer lautreinen Sprache und lebendigen Betonung. Sie zeigt auch, wie sehr diese Seite des Deutschunterrichts gepflegt werden muss, wenn das Gefühl für den Klangreiz des gebundenen Wortes im Gedichte wach werden soll.

Die grosse Aufgabe des Deutschunterrichts, ja alles Unterrichts überhaupt, wird es je und je sein, den Schüler dazu anzuleiten, das, was er schaut und denkt und fühlt, in klaren innern Zusammenhang zu bringen und dafür den treffenden sprachlichen Ausdruck zu finden. Im besondern Dienste dieser Aufgabe stehen alle Formen des Anschauungsunterrichts, Lektüre, Grammatik und Aufsatz. Für den mündlichen Gebrauch des Wortes soll der Schüler aber seine Muttersprache auch lautlich so erlernen, dass das Sprechen und Hören ihm Freude macht.

Ueberdies wohnt der Gewöhnung zu guter Aussprache eine wertvolle erzieherische Kraft inne. Wer klar artikulieren und sinngerecht betonen will, der muss Herr über seine Sprechwerkzeuge sein, muss Nerven und Muskeln des ganzen Apparates durch energische Uebung in seine Gewalt gebracht haben. Und wer aus einem lässig sprechenden, mundfaulen Jungen durch beharrliche Gewöhnung eine klare, schöne Aussprache herauszuholen versteht, der hat darum auch etwas zur Willensbildung, zur innern Disziplin dieses Menschen beigetragen.

„Du sprichst miserabel aus!“ — es könnte nicht schaden, wenn das Wort ein bisschen nachklänge und mahnte.

### Von der grosschreibung zur radikalen kleinschreibung

Es gab eine zeit, da man an der amtlichen rechtschreibung starr festhielt und jeden versuch, an der zweckmässigkeit der bestehenden schlechtschreibung zu rütteln, mit entrüstung unterdrückte. Wehe dem, der es wagte, einen angriff auf die bestehende schreibweise zu machen. Nun hat ein frischer wind eingesetzt. Die starrheit bröckelt ab zugunsten einer beschränkten freiheit. Der dreifronten-bürgerkrieg ist im rechtschreibeland ausgebrochen.

Da steht die hauptmacht der vor- und nachhut gegenüber, während vor- und nachhut sich untereinander kleine gefechte liefern. Die hauptmacht gruppiert sich aus den „orthographiegläubigen“, die meinen, mit der abkehr von der bisherigen schreibweise (sei es auch nur einföhrung der beschränkten kleinschreibung) gehe alle bildung zum kuckuck, der geschäftsverkehr erlahme, und die gesamte literatur falle der vergessenheit anheim. In der vorhut marschirt der b. v. r. mit allen aktiv- und

passivmitgliedern. Er will in der reform weises mass halten, indem er als erstes ziel die verwirklichung der beschränkten kleinschreibung (ausser satzanfang und eigenamen) herbeiwünscht. In der nachhut finden wir leute, die wieder in die gute alte zeit zurückkehren und sich dort das vorbild holen. Sie kämpfen für gänzliche kleinschreibung. Unter ihnen gibt es streiter, die uns vorhütler vor wenigen jahren noch belacht haben. Für heute mögen einzelne beispiele auf das auge des lesers wirken. Er wird dann leicht selbst herausfinden, welche art die ruhigste ist.

1. Beispiel aus dem nibelungenlied (radikale kleinschreibung bis auf strophenanfang):

„Uns ist in alten maeren wonders vil geseit  
von helden lobebaeren, von grösser kuonheit,  
von fröuden, höchgeziten, von weinen und von klagen,  
von küener recken striten muget ihr nu wunder hoeren  
[sagen.“

2. Beispiel aus einem glückwunsch Mozarts für seinen vater (grossschreibung willkürlich nach freiem ermessen, wie es von einzelnen reformern auch verteidigt wird):

Wien, 10. Sept. 1731.

Ich sage ihnen tausend Dank für ihren glückwunsch zu meinem Namenstag; — und mache ihnen entgegen den Meinigen auf dem Leopolditag: — liebster, bester vater! — ich wünsche ihnen alles erdenkliche gute, was nur immer zu wünschen ist. — Doch nein, ihnen wünsche ich nichts, sondern alles mir. (usw.) —

Die zurecht bestehende und die schreibweise des b. v. r. brauche ich nicht hervorzuheben. Um aber einen wirklichen vergleich ein und desselben textes — geschrieben in den verschiedenen rechtschreibungen — zu ermöglichen, möge nachstehende gegenüberstellung dienen:

1. Dudenschreibung:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr.  
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,  
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.  
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott  
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

2. eigenbetonte schreibung:

Wir wollen Sein ein Einzig volk von brüdern,  
in Keiner not uns trennen und gefahr.  
Wir wollen Frei sein, wie die Väter waren,  
eher den tod, als in der knechtschaft leben.  
Wir wollen Trauen auf den höchsten Gott  
und uns Nicht fürchten vor der macht der menschen.

3. forderung des b. v. r.:

Wir wollen sein ein einzig volk von brüdern,  
in keiner not uns trennen und gefahr.  
Wir wollen frei sein, wie die väter waren,  
eher den tod, als in der knechtschaft leben.  
Wir wollen trauen auf den höchsten gott  
und uns nicht fürchten vor der macht der menschen.

4. radikale kleinschreibung:

wir wollen sein ein einzig volk von brüdern,  
in keiner not uns trennen und gefahr.  
wir wollen frei sein, wie die väter waren,  
eher den tod als in der knechtschaft leben.  
wir wollen trauen auf den höchsten gott  
und uns nicht fürchten vor der macht der menschen.

A. Giger.

---

Das Gute wird durch Herzensopfer erkämpft,  
durch Opfer erhalten, durch Opfer vermehrt.